

Evangeliumskirche München-Hasenberg
am 2. Sonntag nach Trinitatis - 20. Juni 2004
Festpredigt über Matthäus 25 35-36
40 Jahre „Sozialer Beratungsdienst - Diakonie Hasenberg e.V.“
Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler

Liebe Gemeinde!

Eine Wirtschaftszeitung warb vor Jahren für sich mit Dürers 'Betenden Händen'. Unter der Abbildung der Hände standen zwei Sätze. Der eine lautete kurz und knapp: „Hilft“. Der andere: „Reicht aber nicht.“ Mag sein, dass sich mancher darüber geärgert hat, weil er die Verbindung von Finanzwelt und frommer Darstellung für unangemessen hält. Ich selber habe in der Vorbereitung auf diesen festlichen Tag heute wieder einmal vergnügt an diese Werbung gedacht. Vergnügt und stolz auf die Hasenbergler, auf den Münchner Norden, weil Sie hier das schon längst wussten.

Beten hilft, reicht aber nicht. Kirche und Diakonie, alle die sich mit ihnen verbunden fühlen, wissen von Anfang an, dass die alte Benediktinerregel vom „ora et labora“, vom Beten und Arbeiten, Grundlage jedes vernünftigen christlichen Engagements ist. Heute, in unserer Gesellschaft, wird immer auch die Frage nach dem Nutzen gestellt. Was habe ich, was haben die anderen davon? Beten und Arbeiten wofür?

Eine Antwort geben Sie hier im Münchner Norden mit dem neuen geistlichen Motto für Ihr diakonisches Engagement „zusammen.tun“. Unter dem Begriff „zusammen.tun“ versammeln sich das „zusammen.wachsen“, die Arbeit für Kinder und Jugend, das „zusammen.weiterkommen“, Engagement für Arbeit, Qualifizierung und Beschäftigung und das „zusammen.gestalten“, Ihr Beratungsangebot, die Stadtteilarbeit und Altenhilfe.

Ich habe mal kurz im Internet gesurft und nach den Worten „zusammen“ bzw. „together“ gefahndet. Together, das englische Wort für zusammen kommt in vielen Popsongs vor, die ich auch als Erwachsene noch gerne höre: „Ebony and Ivory“ von Paul McCartney und Stevie Wonder beispielsweise. Der eine schwarz, der andere weiß haben sie gesungen:

„Live together in perfect harmony... Oh Lord, why don't we ? We all know that people are the same,

wherever you go. There's good and bad in everyone. We learn to live, we learn to give each other, what we need to survive. Together alive...“

Joe Cocker könnte man noch anfügen mit „With a little help from my friends“ oder ... aber ich höre auf, Sie weiter über meine musikalischen Vorlieben zu informieren. Jedenfalls habe ich im Internet über 61 Millionen Einträge für „together“ gefunden, und über neunehalb Millionen für „zusammen“. Gelesen habe ich sie natürlich nicht alle – aber mir war eins völlig klar: Schon wieder ist der Münchner Norden ganz oben und weit vorne mit dabei!

Ihre Devise „zusammen.tun“ verstehe ich so: Von Gott geschenktes Leben als Kind, als Jugendlicher, als Mann und Frau dankbar entgegennehmen, sich über Vielfalt und Schönheit in jedem Alter freuen. Zusammen tun - das heißt verantwortlich und sorgfältig mit sich und anderen umzugehen. Es bedeutet, miteinander Rahmenbedingungen zu schaffen, die dem Leben dienen und zerstörerische Einflüsse abwehren.

Das ist nicht leicht, weil der harte Sparkurs von Staat und Kommune insbesondere den Sozialbereich trifft: Die Hilfe für Arbeits- und Wohnungslose, Insolvenz- und Schuldnerberatung, Arbeit mit Migranten und die Aktivitäten der Betreuungsvereine sind derzeit am meisten gefährdet. Aber wir dürfen uns einfach nicht entmutigen lassen. Zusammen etwas für andere und mit anderen zu tun, ist unser Auftrag. Er hat seinen Ursprung in den Worten von den Werken der Barmherzigkeit.

II.

In der Rede vom Weltgericht sagt Jesus zu den Seinen (Matthäus 25, 35-36):

Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.

Konkreter Hunger und Durst ist längst nicht gestillt. Alljährlich sterben weltweit vier Millionen Kinder, weil sie nicht genügend zu essen und zu trinken haben. In unserem Land werden die, die sich einfache materielle Bedürfnisse nicht mehr erfüllen können, immer mehr. In Deutschland gibt es zwar 25.000 Einkommensmillionäre, aber rund zweieinhalb Millionen Sozialhilfeempfänger - abgesehen von den weiteren knapp zwei Millionen, die aus Scham oder Unkenntnis heraus ihren Anspruch auf Sozialhilfe nicht geltend machen.

Wer zusammen etwas tun will, muss die konkreten körperlichen und wirtschaftlichen Nöte vor Augen haben. Aber wir können uns nicht darauf beschränken. Wir müssen uns dagegen verwahren, so wie es Sie es dankenswerterweise auch tun, dass Menschen auf ihre materiellen und physischen Nöte, auf Krankheit und Behinderung reduziert werden.

Dienen und helfen ist kein einseitiger Prozess. In jedem Helfer steckt auch ein hilfsbedürftiger Mensch und in jedem hilfsbedürftigen Menschen ein Helfer. Sehnsucht nach Orientierung für das eigene Dasein, Hunger und Durst nach Sinn bewegt vermutlich einen jeden, eine jede von uns. Im Vorwort des letzten Jahresberichtes des damals noch Sozialen Beratungsdienstes steht denn auch: „Sinnfragen begleiten uns das ganze Leben“.

Der russische Schriftsteller Dostojewski hat in seiner Erzählung „Der Jüngling“ geschrieben: „Wenn der Mensch gegessen und geschlafen hat, wird er sich die Augen reiben und sich fragen: Und was kommt jetzt?“ Solche Frage erwartet Antwort, solcher Hunger und Durst rechnet damit, gestillt zu werden - er hofft auf den Gott, der Ursprung und Ziel allen Lebens ist, und ihm immer wieder überraschende, heilvolle Kehrtwendungen geben kann.

III.

Es wäre ein fataler Irrtum zu glauben, es sei Aufgabe der Diakonie, zuzupacken, und Mission der verfassten Kirche, für Spiritualität zu sorgen. Beten und arbeiten lassen sich nicht auseinander dividieren, wenn man Leben gestalten will. Kirche und Diakonie gehören untrennbar zusammen, wollen sie nicht jede für sich untergehen.

Viele Menschen heute erfahren allein in und mit der Diakonie, was Kirche heißt. Die Rolle der Diakonie als Vermittlerin von Glaubenserfahrungen wird in der Zukunft noch wichtiger werden als sie es bislang schon war. Wer heute isst und isst, das

Gegessene dann wieder erbricht, weil ihm oder ihr zum Kotzen ist, der braucht nicht bloß einen Diätplan, sondern Nahrung für die verletzte Seele. Wer säuft bis zum Umfallen, braucht nicht bloß Entzug, sondern Menschen, die ihm in Gottes Namen die Sehnsucht nach Nähe, Anerkennung und Geborgenheit stillen.

„Sometimes I feel like a motherless child“ heißt es in einem Gospelsong, „a long way from home“. Manchmal fühle ich mich mutterseelenallein, weit weg von zuhause. Hunderttausende Menschen sind in Deutschland obdachlos. Das sind allein diejenigen, die „ordnungsrechtlich versorgt sind“, wie es in der Behördensprache heißt. Viele Menschen sind sich selbst fremd geworden, leben in sich zurückgezogen, obwohl sie eigentlich ein Daheim haben. Tablettenkonsum und die verbrauchte Menge an Psychopharmaka sprechen eine beredte Sprache.

Der Schriftsteller Heinrich Böll hat einmal in einem Interview gesagt: „Der Mensch ist ein Gottesbeweis. Die Tatsache, dass wir alle eigentlich wissen - auch wenn wir es nicht zugeben - dass wir auf der Erde nicht zu Hause sind, nicht ganz zuhause sind. Dass wir noch woanders hingehören und von woanders herkommen...“

Böll meinte weiter: „Das hat nicht nur soziale und gesellschaftliche Gründe. Es sind auch die Schwierigkeiten, sich mitzuteilen, sich auszudrücken, sich darzustellen. Viele Menschen ... fühlen sich weder erkannt noch verstanden. Der Wunsch, die Sehnsucht, erkannt zu werden, führt in eine andere Welt.“

Aufgabe von Diakonie und Kirche ist es, der Sehnsucht von Kindern, Jugendlichen, Männern und Frauen, erkannt und verstanden zu werden, Stimme zu verleihen, sie selbst, wo immer es geht, zu Wort kommen lassen. Wir wissen alle, dass wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen (Hebräer 13,14). Aber diese Erde ist uns als Wohn- und Lebensraum von Gott anvertraut. Es ist an uns, eine irdische Heimat zu schaffen für die, die auf der Straße, die draußen sind, für die, deren Seele rastlos keine Ruhe findet, für die, die krank sind an Körper und Seele.

Zusammen wachsen, weiter kommen und gestalten bedeutet, ein Zuhause zu schaffen. Ein Zuhause hat eine Tür, die sich öffnen und schließen lässt. Es hat Fenster, durch die man hindurch sieht, die sich öffnen lassen, damit frische Luft

hereinkommt. Wer im Gefängnis sitzt, wer in sich gefangen ist, der hat und findet sie nicht - die Tür nach draußen, das weit offene Fenster. „Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen“, sagt Jesus stellvertretend für alle, die gefangen sind in ihren Ängsten, gefesselt von alten, in der Kindheit erlernten Verhaltensmustern, geknebelt und geknechtet von leidvollen Erfahrungen. Gefangene besuchen, heißt, die Lebensgeschichte eines anderen anzuhören, ihr standzuhalten, sie miteinander durchzuarbeiten. Das kann nur in der Nachfolge Jesu gehen: Mit Barmherzigkeit, Hingabe, Hoffnung, Vergebung - manchmal aber auch mit Angst, Kritik, Zorn und Widerstand.

IV.

Im Mittelalter, von dem wir uns weit entfernt haben, hatte der Mantelschutz vornehmer Frauen juristische Qualität. Wer sie als Fürsprecherinnen gewann, konnte vor Verfolgung sicher sein. Unsere katholischen Schwestern und Brüder besitzen in der bildenden Kunst Schutzmantelmadonnen. Maria oder andere heilige Frauen breiten ihren Schleier, ihren Mantel behutsam über Menschen, die Zuflucht bei ihnen suchen. Im Schwäbischen gibt es einen Schutzmantelchristus, einen Schmerzensmann, hinter dem zwei Engel ein bergendes Tuch ausbreiten (Stiftskirche Stuttgart). Das ist Diakonie. Dienst an denen, die Beistand brauchen, die schwach und ausgegrenzt sind. „Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten, dass du bewahrt werdest zum ewigen Leben“ heißt es in unserer Kirche bei der Konfirmation. Konfirmation ist Bestärkung, Ermutigung.

Bestärkung und Ermutigung braucht jeder von uns immer wieder - besonders, wenn einer oder eine hungert, dürstet, sich und anderen fremd geworden ist, gefangen in sich selbst, sich nackt und bloß fühlt, an Leib und Seele leidet. Liebevolle Beziehungen sind das Grundmuster des diakonischen Auftrages. Liebevoll, das bedeutet, den anderen, die andere umkleiden mit Achtung und Verständnis, umgeben mit Liebe, fürsorglich beschützen, stärken mit gegenseitiger Erkenntnis. Und es heißt, Menschen ihre Würde bewusst werden zu lassen - auch wenn sie in Nöten sind.

Es gibt keine ideale Existenz, kein Leben ohne Verletzungen, ohne innere oder äußere Narben. Was so oft in unserer Gesellschaft als Defizit, als Einschränkung verachtet wird, ist Leben. Nicht immer leicht, manchmal entsetzlich schwer und

nur mit fremder Hilfe zu tragen, aber es ist bei Gott wertvolles und von ihm angesehenes Leben.

Denken und beten, ohne zu handeln verharrt im Elfenbeinturm bloßer religiöser Betulichkeit. Handeln ohne nachzudenken und zu beten ignoriert Ursachen, Zusammenhänge und Folgen dessen, was getan werden muss.

Die gängigen Kriterien taugen nichts, um vernünftig zu denken, selbstkritisch zu beten und vertrauensvoll zu handeln. Jung, fit, vital, schön und gesund sind die Menschen, die einen von Plakatwänden entgegenlächeln oder im Fernsehen begegnen. Nichts dagegen zu sagen, wenn einer oder eine dem entspricht. Er oder sie soll sich von Herzen darüber freuen. Nur sollte sich niemand vorgaukeln lassen, dass Jugend, Schönheit und Gesundheit die Norm sind. Wenn überhaupt, sind sie einem eine Zeitlang geschenkt. Krampfhaft befolgt oder - besser - verfolgt, verunstalten solche Kriterien eher das eigene Leben. Jugendlichkeitswahn macht lächerlich, die Sucht, Idealmaßen und Muskelmassen zu entsprechen, verursacht oft genug Krankheiten und Abhängigkeit.

Auch die üblichen Marktkriterien sind kein Maßstab für diakonisches Handeln. Leben lässt sich nicht unter Bedingungen der Wirtschaftlichkeit gestalten. „Passende“ Menschen, solche, die Geld haben, die einsichtig sind und angenehm zu pflegen, machen einem sicher die Arbeit leichter und den Gewinn wahrscheinlicher. Solche am reinen Nutzeffekt orientierte Diakonie hätte aber nichts mit dem christlichen Menschenbild zu tun.

Kluges Haushalten ist von Nöten, da wird niemand widersprechen. Dennoch werden wir es in Kirche und Diakonie immer wieder mit Kindern, Jugendlichen, Männern und Frauen zu tun haben, die durchs Netz gefallen sind, die einem das Leben schwer machen und einen Haufen Geld kosten. Das anzuerkennen gehört zum Wirklichkeitssinn unseres Glaubens schlicht und ergreifend dazu.

Wer besondere Fürsorge hervorruft, wer sprachunfähig, bewusstlos und im Wortsinn ohnmächtig ist, der ist wie alle anderen immer in seinem, ihrem So-Sein als Gottes Ebenbild zu verstehen und zu achten. Wir müssen uns jeder Infragestellung des Rechtes auf Leben unserer Schwächsten sofort und entschieden entgegenstellen. Der Maßstab für diakonisches Handeln kann nicht den gängigen Werbe-, Effektivitäts- und Wirtschaftlichkeitskriterien entsprechen. Unser, Ihr Beten und Handeln

hat einen doppelten biblischen Maßstab. Die Gottesebenbildlichkeit des Menschen und die Menschwerdung Gottes. „Du hast den Menschen wenig niedriger gemacht als Gott“ heißt es in Psalm 8 (Ps 8,6). Wenn das so ist, dann müssen wir in Kirche und Diakonie mit Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft konstruktiv streiten, sie an ihre Aufgaben erinnern und das unsere tun, Menschen zur Seite zu stehen.

Es kann nicht darum gehen, sie als Problemfälle zu denunzieren mit dem Ziel, diese Defizienzmodelle wieder in ein Heile-Welt-System zu integrieren. Es geht darum, hilfsbedürftigen und ausgegrenzten Menschen zu ihrem Recht zu verhelfen, sie im Bewusstsein ihrer persönlichen Würde zu bestärken und sie in der Annahme des eigenen Lebens zu unterstützen.

V.

Nichts Menschliches ist Gott fremd - das bekennen wir mit den Worten von der Menschwerdung Gottes. Armut, Elend, Qual, Einsamkeit, Folter, Tod ist ihm ebenso vertraut wie die Fülle der Gaben und Fähigkeiten, wie Lebensfreude und Gemeinschaft über alle Grenzen hinweg. In der Nachfolge Jesu Christi dürfen auch Diakonie und Kirche nicht fremdeln mit dem, was unserem Gott nahe ist.

Wer die Vielfalt der diakonischen Einrichtungen im HasenbergI anschaut, der weiß: Hier sind Menschen Gott besonders nahe – dadurch, dass sie selber Mensch werden.

Es ist ein Grund zu großer Dankbarkeit, dass so viele Männer und Frauen im Münchner Norden ehren-, neben- und hauptamtlich sich zusammen tun und Leben mit seinen Sonnen- und mit den Schattenseiten gestalten. Sie tragen alle auf ihre Weise dafür Sorge, dass Hoffnung mancher irdischen Hölle Grenzen setzt und - Gott sei Dank - auch oft ein Stück vom Himmel auf Erden kommt.

Ohne das christliche Menschenbild und seine zutiefst humanen Handlungsfolgen wird unsere Gesellschaft auf Dauer gesehen in die Knie gehen. Mit einem Denken, Beten und Handeln, das an der Menschenwürde orientiert ist, an einer wirklichkeitsnahen Sicht unserer Schwächen und Stärken und an der Hoffnung auf den Herrn über allen Herren lässt sich dagegen das Dasein in unserer Gesellschaft für alle lebenswert gestalten.

Gott segne Sie und Ihre wunderbare Passion, Ihre vorbildliche Leidenschaft für dieses Leben. **Amen.**